Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 20 (1952-1953)
Heft: 1

Artikel: Erinnerungen an Sigmund Freud
Autor: Goetz, Bruno
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759291

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

ERINNERUNGEN AN SIGMUND FREUD

Von Bruno Goetz

BIBLIOTHEK A. BIOG. TECH. ZÜRICH

Immer wenn ich vom angeblichen Intellektualismus Sigmund Freuds, von seinen einseitigen Methoden und seinem reduktiven Denken sprechen höre, muß ich mir sagen: «Das stimmt doch nicht, was ihr mir weismachen wollt; oder, soweit es stimmt, ist es nur halb richtig, denn ihr laßt das Wichtigste aus — den *Menschen* Freud, den ich gekannt und mit dem ich in meinen Studienjahren in Wien einige wenige, für mich sehr bedeutsame Gespräche geführt habe. Dieser Mensch war umfassender, reicher, vieldeutiger und — Gott sei Dank — in sich widerspruchsvoller als seine Lehre.»

Als ich kürzlich einigen Freunden von meiner persönlichen Begegnung mit Freud erzählte, regten sie mich an, meine Erinnerungen an ihn aufzuschreiben und machten es mir beinahe zur Pflicht, meine Beobachtungen, die ein ungewohntes Licht auf diese geniale, vielumstrittene Persönlichkeit fallen ließen, einem weiteren Kreise zugänglich zu machen, da sie dazu geeignet seien, manche verbreitete Irrtümer richtigzustellen.

Anfangs zögerte ich noch. Denn seit jener Begegnung ist fast ein halbes Jahrhundert verflossen. Ich hatte mir, soweit ich mich entsinnen konnte, keine Aufzeichnungen gemacht und frug mich mißtrauisch, ob nicht die Zeit an diesem Bilde, das ich so lange in mir herumgetragen, etwas Entscheidendes geändert haben könne, so daß es nicht der Wirklichkeit entspräche. Doch dann überlegte ich mir, daß solch ein Bild in jedem Falle etwas auszusagen habe. Und als ich bald darauf eingeladen wurde, in einem Kreise von Aerzten über mein Zusammentreffen mit Freud zu berichten, entschloß ich mich, der Einladung zu folgen und Zeugnis von diesem außerordentlichen Manne abzulegen — selbst auf die Gefahr hin, daß vieles mir aus dem Gedächtnis geschwunden sein und manches sich mir heute anders darstellen mochte als damals in meinen jungen Jahren.

Während ich mir Einzelheiten aus den damaligen Unterredungen wieder zurückzurufen versuchte, kam mir alles, dessen ich mich noch entsann, äußerst lückenhaft vor. Doch da half mir, wie manchmal in meinem Leben, der sogenannte Zufall. Ich kramte aus einem ganz anderen Anlaß in einer Kiste mit alten Papieren und stieß

dabei auf einen halb zerrissenen Briefumschlag, der «Auszüge aus meinen Briefen über Freud» überschrieben war. Diese Briefe, die ich völlig vergessen hatte, waren unmittelbar nach jenen Gesprächen an einen Jugendfreund geschrieben worden, und ich hatte, wie mir jetzt wieder einfiel, die auf Freud bezüglichen Stellen für mich notiert und aufbewahrt. Diese verblichenen Blätter aus den Jahren 1904 und 1905 enthalten, wenn auch fragmentarisch, wörtliche Aussprüche Freuds. Ich brauche mich daher nicht nur auf meine spärlichen und die Dinge vielleicht umfärbenden Jugenderinnerungen zu verlassen, sondern kann mich auf authentische Worte Freuds stützen.

Ich will versuchen, so genau wie möglich zu sein, und sehe mich daher genötigt, auch von mir selber zu sprechen, soweit es zum Verständnis der Aeußerungen Freuds erforderlich ist.

Es war in meinen ersten Semestern an der Wiener Universität, wo ich, unter anderem, Vorlesungen über Psychologie und Indologie hörte. Im psychologischen Seminar trat ich zu meinem Professor in nähere Beziehungen. Damals schrieb ich auch meine ersten gewichtigeren Gedichte, für die sich der Professor freundlich interessierte. Aergerlicherweise wurde ich von Zeit zu Zeit von heftigen Gesichtsneuralgien befallen, gegen die die üblichen Kopfschmerzenmittel nichts ausrichteten, so daß ich mich zuweilen ganze Tage und Wochen in meinem verdunkelten Zimmer aufhalten mußte, da mir jeder Lichtstrahl unerträgliche Schmerzen verursachte. Der Professor, dem mein häufiges Fehlen und mein schlechtes Aussehen auffielen, frug mich nach meinem Zustande aus und sagte mir dann, er nehme an, da mir keine Medizin helfen wolle, daß mein Leiden am Ende nur psychisch bedingt sei; daher rate er mir, doch einmal Freud aufzusuchen; er wolle mich bei ihm anmelden.

Ich hatte noch nie etwas von Freud gehört, erkundigte mich bei einigen Bekannten und erfuhr, er habe ein sehr bemerkenswertes Buch über Traumdeutung geschrieben. Neugierig geworden, holte ich mir dieses Werk aus der Universitätsbibliothek — und war zunächst tief erschrocken. Diese Art, die Träume zu deuten, kam mir lästerlich vor: sie zerstörte das Traumbild als solches (was meinem ganzen künstlerischen Empfinden widersprach, besonders, wenn ich mir dieses Verfahren auf Dichtungen angewandt vorstellte) und ließ aus seinen zerstückten Trümmern einen neuen Bedeutungszusammenhang erstehen, der mich zugleich bestürzte und heimlich anzog. Schon war ich entschlossen, mich einer derartigen Prozedur nicht zu unterwerfen, da ich mir nicht denken konnte, daß sie meine Gesichtsneuralgien aus der Welt schaffen

werde — da teilte mir der Professor abends im Seminar mit, er habe meinetwegen mit Freud gesprochen, und dieser erwarte mich am nächsten Nachmittag. «Haben Sie keine Angst», meinte er lächelnd, «er wird Sie nicht fressen, sondern will Ihnen helfen. Im übrigen habe ich mir gestattet, ihm einige Ihrer Gedichte zu lesen zu geben.»

Mit sehr gemischten Gefühlen begab ich mich am nächsten Tage zu Freud. Vom frühen Morgen an hatte mich ein heftiger Neuralgieanfall geplagt. Ich zweifelte stark an Freuds Heilkunst. Doch es erging mir seltsam. Meinem Jugendfreunde schilderte ich den Vorgang brieflich mit folgenden Worten:

«Freud kam auf mich zu, schüttelte mir die Hand, bat mich, Platz zu nehmen und musterte mich aufmerksam. Ich blickte in seine wunderbar gütigen, warmen, schwermütig-wissenden Augen. Zugleich war mir, als fahre eine Hand flüchtig über meine Stirn — und die Schmerzen waren wie weggewischt. ‚Oho!' ging es mir durch den Kopf, ‚das ist ja ein Medizinmann wie bei den Indianern. Der braucht seine ganze Methode nicht. Er könnte ebensogut Abrakadabra sagen, und schon ist einem freier ums Herz und man fühlt sich gesunder.' Das ist ein Arzt, mein Lieber, so wie er sein soll! Ich hatte noch nie einen derartigen Menschen gesehen. Im selben Augenblick faßte ich ein unbedingtes Zutrauen zu ihm. Er saß ein paar Sekunden schweigend da und lächelte vor sich hin. Dann sagte er freundlich:

‚Lassen Sie mich Sie ein wenig kennenlernen. Ich habe hier ein paar Gedichte von Ihnen. Sehr schön — aber verkapselt. Sie verstecken sich ja hinter Ihre Worte, anstatt sich von ihnen tragen zu lassen. Kopf hoch! Sie haben es gar nicht nötig, sich vor sich selbst zu fürchten... Und jetzt erzählen Sie mir etwas von sich. In Ihren Versen kommt immer wieder das Meer vor. Wollen Sie damit symbolisch auf irgend etwas hinweisen? Oder haben Sie wirklich etwas mit dem Meere zu tun gehabt? Woher stammen Sie eigentlich?'

Mir war, als wäre eine Schleuse in mir geöffnet worden. Und ehe ich mich dessen versah, erzählte ich ihm mein ganzes Leben, erzählte ihm ohne jede Zurückhaltung Dinge, über die ich, außer mit Dir, noch niemals mit jemand gesprochen hatte. Was hätte es auch für einen Sinn gehabt, etwas vor ihm zu verbergen? Es war ihm ja doch schon alles im voraus bekannt.

Beinahe eine ganze Stunde hörte er mir zu, ohne mich zu unterbrechen und ohne mich anzusehen. Manchmal lachte er leise auf. Endlich sagte er:

‚Rekapitulieren wir kurz. Ihr Vater war Schiffskapitän und später Navigationslehrer an der Rigaer Seemannsschule, und Sie haben

Ihre Jugend mit Matrosen und Steuerleuten verbracht. Das Meer ist für Sie also so etwas wie ein Realsymbol. Woher kommt aber die Strenge und Straffheit in Ihren Versen?'

‚Damit habe ich mich selbst erzogen und selbst ein wenig niedergeboxt', erwiderte ich, ‚ich fürchtete, mich ganz aufzulösen und mir verlorenzugehen.'

‚Aha!' sagte er nur und fuhr dann nach einer Weile fort: ‚War Ihr Vater denn nicht streng mit Ihnen?'

‚Nein!' antwortete ich. ‚Er war mein bester Freund, wir verstanden uns von den leisesten Andeutungen. Nur von meinen lächerlichen und unglücklichen Liebesgeschichten mit einem Mädchen und einer älteren Dame hatte ich ihm nichts gesagt, und auch davon nichts, daß ich zuweilen ganz verrückt in ein paar Matrosen verliebt war, die ich am liebsten abgeküßt hätte. Ich hatte Angst, er würde das vielleicht nicht ernst nehmen und verstohlen über mich lachen. Vorwürfe hätte er mir bestimmt keine gemacht. Ich hatte mir selbst ja auch gar nichts vorzuwerfen — nur daß ich mich nicht getraut hatte, und dann später, wenn ich in meinem Bette lag ... Sie verstehen doch ...'

‚Gewiß, gewiß', brummte Freud. ‚Und die Sache mit den Matrosen hat Sie nicht weiter beunruhigt?'

‚Niemals!' sagte ich. ‚Ich war ja bis über beide Ohren verliebt. Und wenn man verliebt ist, dann ist alles in Ordnung. Oder nicht?'

‚Bei Ihnen sicherlich!' meinte Freud und mußte plötzlich laut lachen. ‚Sie haben sich ja dann auch in die Hand genommen ... Ah, in die Hand genommen, das ist mir eben so entfahren ... und sind am Ende streng gegen sich selbst geworden. Das nennt man Selbsterziehung und ist ebenfalls in Ordnung, wenn man sich nicht verkrampft. Und verkrampft sehen Sie nicht aus ... Beneidenswert, Sie haben ein beneidenswert gutes Gewissen. Das verdanken Sie Ihrem Vater. Und Ihre Mutter?'

‚Ach, mit der verstand ich mich auch sehr gut. Sie war streng evangelisch. Aber das hat mich weiter nicht gestört.'

Wieder lachte Freud belustigt auf.

‚Wie war eigentlich die Geschichte mit Ihrem Vater und Poseidon?' frug er plötzlich. ‚Erzählen Sie sie mir doch noch einmal. Ich dachte gerade eine Minute nach, als Sie davon sprachen, und habe nicht recht zugehört.'

‚Ich war damals elf oder zwölf Jahre alt. Da kam mein Vater zu mir auf mein Zimmer und legte die ‚Götterlehre' von Moritz auf meinen Tisch. Wahrscheinlich wunderte er sich darüber, daß ich damals, von meiner Mutter dazu gedrängt, viel in der Bibel las. ‚Lies auch einmal darin, mein Junge', sagte er und wies auf den

Moritz, ‚da stehen ähnliche Geschichten darin wie in der Bibel. Vielleicht noch viel schönere. Weißt du, wir Seeleute haben einen anderen Glauben. Poseidon und so . . .' Später hat er mich nie nach dem Buch gefragt, das er mir so diskret empfohlen hatte, aber es ist mir für mein ganzes Leben und Denken bestimmend geworden.'

‚Poseidon und so . . . Wunderbar, wunderbar', meinte Freud. ‚Ja, das Meer . . . Nun, mein lieber Studiosus Goetz, ich werde Sie nicht analysieren, Sie können mit Ihren Komplexen selig werden. Doch was Ihre Neuralgien anlangt, so werde ich Ihnen ein richtiggehendes Rezept verschreiben.'

Er setzte sich an seinen Schreibtisch und schrieb. Dazwischen frug er, wie nebenbei: ‚Man sagte mir, Sie hätten so gut wie kein Geld und lebten recht dürftig. Stimmt das?'

Ich erzählte ihm, mein Vater könne bei seinem kleinen Lehrergehalt mein Studium nicht bezahlen, da noch vier jüngere Geschwister vorhanden wären; so hätte ich mich denn auf meine eigenen Beine gestellt und lebte vom Stundengeben und gelegentlichen Zeitungsartikeln.

‚Ja', meinte er. ‚Die Strenge gegen sich selbst hat auch etwas Gutes. Man darf Sie nur nicht übertreiben. Wann haben Sie denn Ihr letztes Beefsteak gegessen?'

‚Ich glaube vor vier Wochen.'

‚Das dachte ich mir so ungefähr', sagte er und erhob sich vom Schreibtisch. ‚Da haben Sie also Ihr Rezept.' Er fügte noch einige diätetische Ratschläge hinzu und wurde dann beinahe verlegen. ‚Sie dürfen es mir nicht übelnehmen, aber ich bin ein ausgewachsener Doktor und Sie sind noch ein junger Student. Nehmen Sie dieses Kuvert von mir an und gestatten Sie mir, heute ausnahmsweise einmal Ihren Vater zu spielen. Ein kleines Honorar für die Freude, die Sie mir mit Ihren Versen und Ihrer Jugendgeschichte gemacht haben. Adieu, und sprechen Sie wieder einmal bei mir vor. Meine Zeit ist zwar sehr besetzt, aber ein halbes Stündchen oder auch ein ganzes wird sich für Sie finden lassen. Auf Wiedersehn!'

So verabschiedete er sich von mir. Und stell Dir vor, als ich das Kuvert in meiner Stube öffnete, lagen zweihundert Kronen darin. Ich war in einem so aufgewühlten Zustande, daß ich laut weinen mußte.»

Das ist der Brief, den ich meinem Freunde über meine erste Begegnung mit Freud schrieb. Ungefähr vier Wochen später wurde ich wieder von ihm empfangen. Und wieder berichtete ich meinem Freunde über diesen Besuch. Ich schrieb ihm:

«Das Mittel, das Freud mir verschrieben, hat so gut gewirkt, daß

meine Neuralgien schon in zwei Wochen verschwunden waren. Ich wollte ihm das mitteilen und hatte überhaupt das Verlangen, ihn wiederzusehen. Er bestellte mich auf neun Uhr abends zu sich. Nachdem er sich nach meinem Befinden erkundigt hatte, frug er mich über meine Studien aus, und ich erzählte ihm begeistert von den Vorlesungen Leopold von Schroeders, der gerade über die Bhagavadgita sprach. Freud sprang währenddessen lebhaft auf und ging ein paarmal in der Stube auf und ab.

‚Vorsicht, Junge, Vorsicht!' rief er aus, als ich geendet hatte. ‚Sie sind mit Recht begeistert, und wes das Herz voll ist, des geht der Mund über. Ihr Herz wird immer recht behalten. Aber bewahren Sie sich Ihren kühlen Kopf, den Sie, Gott sei Dank, auch noch haben! Lassen Sie sich nicht überrumpeln! Ein klarer, blitzender Verstand ist eines der höchsten Güter. Der Dichter der Bhagavadgita wäre der erste, der dasselbe behaupten würde. Schauen, immer schauen, immer die Augen offen halten, immer sich alles bewußt machen, vor nichts zurückschrecken, immer tapfer sein — aber nicht sich blenden, nicht sich verschlingen lassen. Ergriffenheit darf nicht Selbstbetäubung werden. Der Dostojewskijsche Satz: ‚Mit dem Kopf voran, mit den Füßen in die Höhe in den Abgrund!' ist ganz hübsch — aber die europäische Begeisterung darüber ist ein trauriges Mißverständnis. Die Bhagavadgita ist eine große Dichtung, sie ist sehr tief und schauerlich abgründig. Und unter mir lag es noch bergestief in purpurner Finsternis da — sagt Schillers Taucher, der von seinem zweiten Wagnis nicht mehr zurückkehrt. Wenn Sie sich aber ohne die Hilfe eines sehr scharfen Verstandes in die Welt der Bhagavadgita versenken, wo nichts festzustehen scheint und alles sich ineinander auflöst — so stehen Sie plötzlich vor dem Nichts. Wissen Sie, was das heißt, vor dem Nichts zu stehen?! Wissen Sie, was das heißt?! Und doch ist dieses Nichts auch nur ein europäisches Mißverständnis: das indische Nirwana ist nicht das Nichts, sondern das Jenseits aller Gegensätze. Das ist kein wollüstiges Vergnügen, wie in Europa so gerne angenommen wird, sondern eine letzte, übermenschliche, kaum ausdenkbare und alles zusammenfassende eiskalte Einsicht. Oder es ist, wenn man es nicht versteht, Wahnsinn. Ach, diese europäischen Schwärmer! Was wissen sie von der orientalischen Tiefe? Sie delirieren, aber sie wissen nichts. Und dann wundern sie sich, wenn sie den Kopf verlieren und manchmal davon verrückt werden — im wörtlichen Sinne ver-rückt!'

Er verstummte und setzte sich wieder.

‚Verzeihen Sie', begann ich nach einer kleinen Weile, ‚aber ich habe eine Frage auf dem Herzen. Darf ich?'

‚Fragen Sie nur, fragen Sie!' erwiderte er. ‚Es gibt nichts Vernünftigeres, als immer wieder zu fragen. Sie beschäftigen sich ja jetzt mit den Indern. Die kleideten selbst ihre Antworten oft in die Frageform. Sie wußten, warum.'

Ich mußte mich erst sammeln und frug dann:

‚Wie ist das, wenn Sie eine Dichtung analysieren? Lösen Sie sie dann nicht ebenfalls in ihre Bestandteile auf, bis eigentlich gar nichts mehr von ihr vorhanden ist, und führen uns so an den Rand des Nichts? Entschuldigen Sie, meine Frage klingt frech, aber sie quält mich.'

‚Warum frech?' antwortete er. ‚Ich habe mich das immer wieder selbst gefragt. Sie stellten mir diese Frage als Dichter, der sich in seiner Existenz bedroht fühlt. Ich hätte mich, im Gegenteil, gewundert, wenn sie Ihnen nicht durch den Kopf gegangen wäre. Ich aber bin kein Dichter, sondern ein Psychologe. Wenn ich eine Dichtung als Dichtung genieße, analysiere ich sie durchaus nicht, sondern lasse sie auf mich wirken und erbaue mich ganz einfach an ihr. Das ist die Funktion der Kunst in der Welt, uns aufzubauen, wenn wir in Gefahr sind, auseinanderzufallen. Wenn ich aber als Psychologe an eine Dichtung herantrete, dann ist sie für mich in dem Augenblicke keine Dichtung mehr, sondern ein etwas hieroglyphischer und rätselhafter psychologischer Text, den ich zu entziffern habe und daher zergliedern muß. Der psychologische Sinn, zu dem ich dann, wenn ich Glück habe, gelange, hat mit dem Kunstwerk, das vor mir liegt, gar nichts zu tun. Ich benutze es nur als ein oft unschätzbares Mittel zu wissenschaftlicher Erkenntnis. Sie, als Künstler, fühlen sich dadurch natürlich gekränkt und mißverstanden. Oh, ich begreife das sehr gut. Aber ich bin, das müssen Sie mir schon verzeihen, unter anderem auch ein Wissenschaftler, den es reizt und glücklich macht, ein Problem aufzujagen und zu erledigen wie ein Jäger das Wild. Und im übrigen ist auch das für mich nicht die Hauptsache — in der Hauptsache bin ich Arzt, und möchte den vielen Menschen, die heute innerlich in einer Hölle leben, helfen, so gut ich kann. Nicht in irgendeinem Jenseits, sondern hier auf der Erde leben die meisten Menschen in einer Hölle: das hat Schopenhauer sehr richtig gesehen. Meine Erkenntnisse, meine Theorien und Methoden haben den Zweck, ihnen diese Hölle bewußt zu machen, damit sie sich aus ihr befreien können. Erst wenn die Menschen frei atmen gelernt haben, werden sie vielleicht wieder erfahren, was Kunst sein kann. Jetzt mißbrauchen sie sie als ein Betäubungsmittel, um wenigstens für ein paar Stunden ihre Qualen loszuwerden. Sie ist für sie eine Art von Schnaps.'

‚Aber dann sind Sie ja gar kein Atheist!' rief ich aus.

‚Halt, halt! Nicht so voreilig!' mahnte er. ‚Ich kann die großen Worte nicht leiden, sie sind heute fast bis an den Rand mit Lüge und Unrat angefüllt, sie müssen erst gereinigt werden, ehe man sie wieder brauchen darf. Dazu seid ihr Dichter da. Aber die meisten von euch wollen nichts davon wissen und tanzen mit im Höllentanz. Es ist ein wirklicher Höllentanz, und wir können es noch erleben, wohin das führt und was sich plötzlich vor uns auftut. Ich kann das Wort Gott oft nicht mehr hören und wende es nur ungern an. Vielleicht ist es bei Ihnen anders. Doch je älter ich werde, desto mißtrauischer werde ich auch. Ich will Ihnen nichts vormachen, Sie sind sehr jung — und der Teufel weiß, wohin es Sie noch treibt. Darum will ich Sie auch nicht analysieren, Sie sollen Ihren Weg allein finden. Ich für meinen Teil bleibe das, was man einen alten, ehrlichen Atheisten nennt, und versuche den Menschen durch ihre eigene Einsicht zu helfen. Das ist *mein* gutes Gewissen. Versuchen *Sie* es auf Ihre Art... Da habe ich also ganz unwissenschaftlich mit Ihnen gesprochen, und es hat mir wohlgetan, ein wenig mit den Gedanken zu spielen und nicht immer nur streng zu mir zu sein. *Ihr* Ernst liegt ganz wo anders, und auch Ihr gutes Gewissen ist anderer Art. Behalten Sie Ihren Mut, nur darauf kommt es an. Und lassen Sie sich *nie* analysieren. Schreiben Sie gute Verse, wenn Ihnen das gegeben ist, aber verkapseln Sie sich nicht und verstecken Sie sich nicht. Vor Gott steht man immer nackt da: das ist das einzige Gebet, das uns noch gestattet ist.'

Ich ging verwirrt und erschüttert nach Hause und habe die ganze Nacht nicht schlafen können. Dafür habe ich Dir diesen Brief geschrieben und hoffe, daß Du Dir ein Bild von diesem großen Seelenarzt machen und Dir denken kannst, womit ich mich jetzt herumschlage.»

Soweit meine alten Briefe. Einige Monate danach siedelte ich nach München über, um an der dortigen Universität weiterzustudieren. Ich machte Freud einen Abschiedsbesuch. Es war das letzte Mal, daß ich ihn sah. Ueber diesen Besuch habe ich meinem Freunde nichts berichtet, oder, falls ich es doch getan haben sollte, keinen Auszug aus meinem Briefe aufbewahrt, so daß ich keine wörtlichen Aeußerungen mehr mitzuteilen vermag.

Ich erinnere mich nur noch, daß Freud, der einige kleinere Aufsätze von mir in einer Zeitung gelesen hatte, manches an ihnen auszusetzen fand. Er warnte mich davor, gedankliche Auseinandersetzungen mit Dichtung zu verwechseln: in diesen Aufsätzen sei mir das Herz ins Gehirn gerutscht und das Gehirn ins Herz; auch hätte ich mich sichtlich von *seinen* Gedankengängen beeinflussen

lassen — und das passe nicht zu mir. Es sei gut, daß wir uns vorläufig nicht wiedersehen und nicht miteinander sprechen würden; ich solle ihm auch keine Briefe schreiben, denn er verwirre mich nur. Eine wirkliche Begegnung, wie die unsere, sei eine Begegnung über alle Trennung hinaus. Ich sei nun einmal kein Theoretiker, und er rate mir, mich nur dann auf theoretische Auseinandersetzungen einzulassen, wenn es mir auf den Nägeln brenne; ich möge bei meinem Leisten bleiben und Gedichte und Geschichten schreiben: dadurch wären wir besser miteinander verbunden, als wenn wir uns auf dem Gebiete abstrakter Erörterungen träfen.

Ich weiß nicht mehr, was ich ihm erwidert habe. Als er mir die Hand zum Abschied reichte, sah er mir in die Augen, und ich spürte noch einmal die liebevolle, schwermütige Güte seines Blicks. Ich habe diesen Blick in meinem ganzen Leben nicht vergessen.

Das ist alles, was ich über Freud zu erzählen habe.